

Nr. 86 Bromberg, den 13. April 1933.

Der wunderliche Berg Höchst

und sein Anhang.

Roman von Alfred Huggenberger.

(8. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Sie merkt gleich, daß in mir irgendwo ein Knopf abgesprungen ist. „Du machst so lustige Augen", sagt sie.

„Das glaub' ich wohl," geb' ich zurück. „Wenn einer da nicht Augen machen müßte! Du bist ja einesmals schön geworden."

Sie lächelt mich an. Das hätte sie nicht machen sollen, denn jetzt ist in meinem Gehirnkasten erst recht das unterste zu oberst gekommen. Und auch das hat sie merkwürdigerweise augenblicklich gewußt.

„Gefall' ich dir?"

Hat jemals seitdem die Welt steht, ein junger Schnaufer, der noch kaum erst das zweitemal auf die Welt gekommen ist, auf so eine Frage Antwort geben müssen? Kein Wunder, daß der Bescheid auch darnach ausfiel:

„Ich würde dich am liebsten gleich morgen heiraten."

Da wird sie doch ein bißchen rot. „Du bist noch ein Gelungener."

„Also — — du weißt es jetzt."

Sie muß ein wenig nebenaus gucken; aber so arg übelgenommen hat sie mir die Dreistigkeit gleichwohl nicht. Das lese ich jetzt aus ihren Augen heraus, als sie mich wieder ansieht. Freilich ist dann gleich darauf ein böser Schnee auf mein Wieslein gefallen: „Eure Sorgentobelvilla gefällt mir freilich nicht so besonders. Wo einem das Holz in die Stube hereinwächst."

Da sage ich ihr ganz keck heraus: „Es gibt noch manche Villa auf der Welt. Ich will es schon zu einer rechten bringen." Wenn sie mir in diesem Augenblick befohlen hätte, ich solle über die hundert Fuß hohe Sorgenfluh hinausspringen, ich hätte es getan.

Drei Tage nachher bin ich von Hause fortgelaufen. Es hat mir jemand einen Spruch ins Ohr gesagt: „In der Stadt kann sich jeder aufs hohe Roß schwingen, wenn er sich das nur richtig in den Grind setzt."

Item, ich hatte mehr Glück, als Verstand, ich bekam ein gutes Plätzlein, und weil mir keine Arbeit zu viel war, hätte ich bald schönes Geld verdient. Nach Feierabend schnitzte ich nach meiner Gewohnheit Geißen, Kühe und Kälblein. Ein Ladenschwengel sagte zu mir: „Du, wenn ich so etwas könnte, würde ich mit 30 Jahren aus den Zinsen leben." Die Villa rückte mir im Geiste schon etwas näher. Aber schon in den ersten Tagen wühlte es wie Gift in mir: Könnte sich jetzt daheim nicht ein anderer an sie heran machen? Und du, Aff, bist zehn Stunden weit weg! Du hättest doch wenigstens ein Versprechen von ihr mitnehmen sollen. Oder noch besser: Du könntest dir die Villa daheim mit Schnitzen verdienen . . .

Es heißt ja nicht umsonst: Wenn einem die Liebe und das Heimweh durcheinandergeraten, dann fällt die Vernunft unter den Tisch. Nach zwei Wochen war ich wieder auf dem Berg, nicht etwa mit einer Pfeife im Mund, das erste, was ich durch meinen Bruder vernahm, war, daß ein Kaufmann von Schönau mit Pflegers Gertrude in Guldiswil ein Verhältnis angeknüpft habe. Ein Feiner mit Engländerhut und Stehkragen. Sie möge ihn zwar nicht, aber der Vater sei dafür. Am nächsten Sonntag wolle er sich das Jawort holen.

Der arme Teufel, den ich dann in der Sonntagnacht im Speerholz mit meiner verrückten Idee beinahe um den Verstand gebracht hätte, war nun freilich nicht der Krämer aus Schönau mit dem Stehkragen; mein Bruder hat von dieser Hochzeitergeschichte die Hälfte oder noch mehr aus Angst erfunden, weil er selber auch ein wenig in die Gertrud verschossen war.

Einem andern ist er freilich nicht auf die Schliche gekommen, und das ist der Urech Leu von der Wehrtanne gewesen: ungefähr um die gleiche Zeit, da ich mir mit meiner Kalberei den schönen Namen Mehlhuu erwarb, hat sich der mit Gertrude verlobt.

Es hat mir wohl auf den ersten Knall fast ein Loch in den Schädel geschlagen; aber die Liebschaft selber hat merkwürdigerweise nicht den geringsten Schaden genommen, ich habe sie von mir aus bis heute weiter betrieben, so gut das eben den Umständen nach möglich war. Der Gertrude habe ich ja nicht ein Lot nachtragen können, den Fehler hab' ich selber gemacht, damit, daß ich kein Versprechen von ihr mitnahm, als ich wegen der Villa auszog. Um alles bin ich also herumgekommen, nur um sie selber nicht. Bei einem, der sonst nicht viel zu studieren hat, bei dem ist halt so eine Sache gut aufgehoben. Um die Villa kümmerte ich mich keinen Deut mehr, und auch das Schnitzen war mir verleidet. Ich fand immerhin, es sei mit meinem Leben nicht so ganz übel bestellt, solange ich die, die nun einmal für mich geschaffen und von mir für immer auserkoren war, nur hin und wieder einmal von Herzen ansehen und so recht die Augen voll von ihr mitnehmen dürfe. Der Kirschbaum neben der Wehrtanne und ich, wir zwei kannten uns schon lange, bevor ich bei Euch auf dem Heiletsboden landen konnte. Ich hätte ja auch einmal beim Urech Leu eintreten können, doch die Vernunft hat mir abgeraten. Es wäre mir da vielleicht zu heiß geworden. Und jetzt, nachdem Ihr soviel von mir wißt, werd' ich Euch kaum sagen müssen, daß ich an meiner Liebschaft festhalte und die Gertrud nicht zum letztenmal gesehen haben will. Drum werd' ich wohl besser anderswohin gehen, damit Ihr meinetwegen keine Geschichten mehr bekommt."

„Ihr bleibt da, Felix," sagt Hannes Fryner kurz, indem er dem Knechtlein die Hand drückt. „Von mir aus dürft Ihr schon morgen wieder einen Abstecher in Euer gelobtes Land machen; zwischen mir und dem Leu ist nichts mehr zu verderben."

Drei Bekehrte auf dem Überschyn.

Das Königlein auf dem Überschyn hat sein Zepter aus den Händen gelegt; es hat sein heruntergekommenes Heimwesen an den Wehrtanner verkauft, wenn man die zwangsweise Abtretung des Gütchens an den Hauptgläubiger einen Kauf nennen will. Es ging so vor dem Verlumpen her, heißt es auf dem Berg. Denn nachdem der gute Geist des

austritt, viele Heilungsuchende von der Wohltat des Wagner-Jaureggschen Verfahrens ausschloß. Erschwerend fiel dabei noch ins Gewicht, daß nur eine bestimmte Form der Malaria, jene mit dreitägigen Intervallen, für die Paralysebekämpfung in Frage kommt. Natürlich hat man daran gedacht, die Malaria-Bazillen außerhalb des menschlichen Körpers auf Nährböden zu züchten; alle derartigen Versuche endeten indessen mit einem Fehlschlag.

Jetzt endlich ist in dieser Beziehung ein wesentlicher Fortschritt erzielt worden. Zwar läßt sich das die Malariakeime enthaltende Blut noch nicht unbeschränkt lange wirksam erhalten, aber doch eine genügend lange Zeit, so daß es auch auf größere Entfernungen versandt werden kann. Der Erfolg ist drei Assistenten der Wiener Psychiatrischen Klinik, Dr. Kauders, Dr. Horn und Dr. Dattner, zu verdanken, die nach jahrelangen Bemühungen dahin gelangt sind, das heilkräftige Malariablut auch außerhalb des menschlichen Körpers infektionsmäßig zu erhalten. Durch gewisse chemische, durchaus unschädliche Zusätze oder durch Gelatinierung und Aufbewahrung in einer Temperatur nahe dem Gefrierpunkt erreichten sie, daß die Malaria-Bazillen zwei bis drei Tage, in einem Ausnahmefalle sogar vier und einen halben Tag, infektionsfähig blieben.

Angesichts der Leistungsfähigkeit unserer modernen Verkehrsmittel genügt dieser Zeitraum durchaus, den die Paralyse heilenden Impfstoff auch über weite Entfernungen zu versenden. Eigentümlicherweise halten sich die Malaria-Erreger nicht am besten bei einer der menschlichen Körperwärme entsprechenden Temperatur, sondern bei einer weit darunter liegenden, weshalb der Versand auch in eisgekühlten Thermophoren erfolgt. Es ist dank der neuen Erfindung nunmehr möglich, fast ganz Europa von Wien aus mit dem Malaria-Impfstoff zu versorgen, wodurch die Bekämpfung der Paralyse zum Besten der Kranken ganz erheblich vereinfacht und erleichtert wird.

Schauspieler-Anekdoten.

Der vergeßliche Bräutigam.

Der berühmte Schauspieler Kemble mußte am Tage seiner Hochzeit abends als Hamlet auftreten und daher das im Hause von Verwandten seiner Frau (der Witwe Beretron) gegebene Hochzeitsdiner vorzeitig verlassen.

Er spielte an diesem Abend in seiner gehobenen Stimmung besonders ausgezeichnet und wurde stürmisch applaudiert. Sein intensives mimisches Spiel und die begeisterte Ovation hatten indes seinen Geist derartig von dem schicksalreichen privaten Vorkommnis abgelenkt, daß er sich nach Beendigung der Vorstellung — statt zu seiner Frau —, wie früher automatisch und mechanisch seiner alten Gewohnheit folgend, nach seiner Junggesellenwohnung begab, sich dort erschöpft in einen Plüschsessel fallen ließ und sogleich einschlief.

Seine Frau und die Hochzeitsgäste, die ihn mittlerweile vergeblich erwartet hatten, kamen endlich auf den Einfall, ihn in seiner alten Junggesellenwohnung suchen zu lassen, worauf ihn die Abgesandten im Triumph zu der Festgesellschaft zurückbrachten.

Die regiewidrigen Ohrfeigen.

Der Komiker Michelot hatte viel unter den Intrigen seiner eifersüchtigen und neidischen Kollegen zu leiden, so daß er bei jedem Auftreten auf boshafte Quertreibereien gefaßt sein mußte.

Einmal nun hatte er in einem Lustspiel Molières gerade seinen unaufmerksamen Diener regiemäßig auszuschelten, als die von seinen Gegnern bestochene Claque ihn auszupfeifen begann.

Michelot aber war deswegen durchaus nicht aus dem Konzept zu bringen; er gab dem armen Diener augenblicklich ein paar kräftige Ohrfeigen, die allerdings vom Dramaturgen nicht vorgesehen waren, und improvisierte schlagfertig aus dem Stegreif:

„Du infames Scheusal von einem Diener, an nichts denkst du, du Idiot, du Tölpel! — Kannst es ruhig mit anhören, wie das Ungeziefer im Hause pfeift, und sorgst nicht einmal für Rattenpulver!"

Die Wirkung dieser Geistesgegenwart war durchschlagend; seine Widersacher stellten sofort verdutzt ihre Störgeräusche ein, und das Publikum brach in einen Beifallssturm aus. Seitdem wagte man es nie wieder, den großen Schauspieler auszupfeifen.

Majestäten und Musik.

Der seinerzeit viel gefeierte Violinvirtuose und Komponist Bocherini war Kammermusikus König Karls IV. von Spanien, der, ein passionierter Musikliebhaber, mit diesem öfters ein Duett vor versammeltem Hofe zu spielen pflegte. Für diese Konzerte wurden gewöhnlich Kompositionen Bocherinis gewählt, deren Schönheit infolge des schlechten Vortrages Karls zum größten Ärger und Verdruß des Tonschöpfers indessen nie recht zur Geltung kam.

Da kam der Künstler auf einen rettenden Einfall. Er schrieb ein Duett für ein Hauskonzert, in dem die leitende Stimme der zweiten Violine, also ihm selber zufiel, während die erste ein belangloses gleichmäßiges Thema durchzuführen hatte, an dem auch ein schlechtes Spiel nicht viel verderben konnte.

Die Konzertprobe fand statt. Der König spielte erst ahnungs- und arglos die erste Seite herunter, runzelte bei der zweiten die Stirn, warf bei der dritten dem Komponisten wütende Blicke zu, schleuderte nach der vierten ingrimmig und grollend seine Violine zur Erde, packte Bocherini am Kragen und drohte ihm allen Ernstes, ihn ohne viel Federlesen aus dem Fenster zu werfen.

Die Königin, die diesem ominösen Musikspiel zugehört hatte, beschwichtigte zwar den erzürnten Herrn Gemahl; aber Bocherini wurde daraufhin, allerdings mit einer Pension von jährlich zwölftausend Mark, aus dem spanischen Hofdienst entlassen.

Zwei Jahre später fand er eine Anstellung am Hofe zu Wien, die ihn jedoch in ähnliche Fatalitäten brachte, da auch der damalige Kaiser Leopold sich einbildete, ein Virtuose auf der Violine zu sein.

So fragte er eines Tages ganz unvermittelt und sehr verfänglich, wen der Künstler für ein größeres Musiktalent halte, ihn, den Kaiser von Österreich-Ungarn oder den König von Spanien.

„Sire", meinte Bocherini (mit einem verbindlichen Lächeln die Wahrheit geschickt umgehend), „Karl der Vierte spielt wie ein König, Eure Majestät hingegen wie ein Kaiser!"

Und schmunzelnd nahm Seine Apostolische Majestät dieses „Delphische Orakel-Kompliment" des verschmitzten Künstlers zur Kenntnis.



Lustige Ecke



Das eigentümliche Schloß.



„Soso?! Also hier geht noch immer nachts die Ahnfrau um?"

„Ja! Und am Tage der Gerichtsvollzieher!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.

Hauses, die Sophie, vor etwa Jahresfrist auf einer ihrer Hausierreisen leider beim Aussteigen aus einem fahrenden Bahnzug verunglückt war, konnte den Niedergang niemand mehr aufhalten.

Auch Hannes Fryner ist vom Zusammenbruch der Lotterwirtschaft keineswegs überrascht, wohl aber vom letzten Verlauf der Angelegenheit. Die Tatsache, daß sein Besitz nun von demjenigen Urech Leus fast ganz eingeschlossen ist, läßt ihn schlaflose Nächte erleben. Seiner Frau gegenüber stellt er sich zwar so, als sei ihm die Sache durchaus gleichgültig; und auch Eva läßt ihn ihrerseits nicht merken, wie sehr sie durch den unheimlichen Schachzug des Wehrtanners beunruhigt ist. So sprechen sie sich gegenseitig fleißig zu — und jedes ahnt und weiß doch, was das andere denkt.

Das Königlein selber kann am Wirtstisch und auf der Straße nicht genug rühmen, wie es ihm jetzt wohl sei. „Der Bauer steckt halt doch bis unter die Arme hinauf in der Erde drin," bringt er bei jeder Gelegenheit vor. „Er kann sich weder kehren noch heraustun, gleich wie ein angewachsener Baum auf seinem Platz stehen muß. Man muß schon einen richtigen Lupf wagen, wie ich es jetzt gemacht habe. Es muß einer den Schädel ins Genick tun und weder rechts noch links sehen. Erst wenn man so wie neugeboren in die Welt hineinlaufen kann ohne ein Gewicht an den Beinen, erst dann hat der Mensch einen Begriff von sich selber. Man schnauft die Luft ein wie ein Füllen, und wenn man an den Schuldensack denkt, der jetzt irgendwo in einem Tobel liegt, kann sich sogar ein verknorrter Buckelgreis wie ich erst recht als Herrlein und König fühlen. Für meinen Buben brauch' ich keine Angst zu haben, ererbte Intelligenz ist besser als ererbtes Vermögen. Heut schafft man nicht mehr mit den Händen und mit den Beinen, heut schafft man mit der Intelligenz, für das andere sind die Maschinen da, die niemand mehr zurückerfinden kann. Der Gescheitere gibt nach, man stellt sich um."

Auch die beiden Faulenzer Heich und Karli haben sich umgestellt: von einer Stunde auf die andere ist eine ganz wütige Schaffsucht in sie gefahren, sie nehmen sich nicht einmal mehr zum Essen Zeit. Der Heich hat nämlich beim Vergraben einiger Hasenläufe im kleinen Vorgarten eine Blechbüchse zutagegebracht mit vier echten, richtiggehenden Goldstücken und einigen Fünffränklern darin. Der Zufall will es, daß Karli just zur ungeschicktesten Zeit dazukommt, und nun entspinnt sich zwischen den beiden augenblicklich ein krampfhafter Wettbewerb um die Gewinnung weiterer Schätze, die die geizige Schwester da oder dort dem verschwiegenen Erdreich anvertraut haben muß. Sie schlagen sich gegenseitig um Schaufel und Hacke, um Pickel und Karst. Nachdem der Garten bis in die letzte Ecke hinein aufgewühlt und verwüstet ist, kommt das verwahrloste Hausäckerlein an die Reihe, und weil dieses richtig bald eine zweite, wenn auch bescheidenere Ausbeute hergibt, die wieder dem Heich in die Hände fällt, steigert sich die Gier der Schatzgräber derart, daß einer den andern von seinem Platze wegzudrängen sucht oder direkt vor dessen Nase ein Loch aufbricht, wodurch das kleine Grundstück bald einem von Wildschweinen heimgesuchten Kartoffelfelde gleicht. Sie geraten zuletzt tätlich aneinander. Karli als der stärkere bringt den Heich unter sich und verlangt von ihm die Herausgabe wenigstens des kleineren Fundes, ansonst er ihm die jüngste Rehbockgeschichte ausbringe. Der Bedrängte kann sich endlich doch freimachen und nach Hause hinüber entspringen. Während Karli wie ein Verrückter auf dem Acker weitergräbt und dann wieder mit dem Pickel zuhaut, kommt dem findigen Heich ein neuer Einfall: Die Stöcke unterm Schopfdach! Hätte die Sophie ein geschickteres Versteck finden können, als diesen Haufen tannener Stöcke, um den die Brüder immer in einem weiten Bogen herumgingen, so daß das Holz nun schon seit zehn Jahren unausgerüstet an seinem Platze liegt. Richtig, er hat kaum drei oder vier Stück vom Haufen gerissen und auf die Seite gewälzt, so fällt ihm wieder ein Fund in die Hände. Diesmal ist es ein alter Strumpfsocken, nicht von großem Gewichte zwar, aber die paar Vögel darin sind gelb.

Heich findet es nun für geraten, nach dem Wald hinüber zu verduften, um seine vorläufige Beute zu zählen und in ein sicheres Versteck zu bringen. Als er wieder zurückkommt, hat Karli, der inzwischen Lunte gerochen hat, den ganzen Holzstoß auseinandergerissen. Nach seiner guten Laune zu schließen, ist die Arbeit nicht umsonst gewesen. So nebenbei hat er sich das Vergnügen gemacht, einen Teil der Stöcke ins nahe Tobel hinabzukollern, von wo man sie vor Jahren mühsam zu dritt mit dem Zugseil heraufbefördert hat.

Ohne langes Hin- und Herraten werden jetzt Küche und Kammern, Keller und Estrich in Angriff genommen, und da die Brüder hierbei den Begriff der Zuvorkommenheit wieder nach ihrer Weise auslegen, wickelt sich die Sache im Eiltempo ab: schon nach einer halben Stunde sind die Räume wie von Einbrechern ausgekehrt. Der Mißerfolg zeitigt zwar einige zweifelhafte Segenswünsche zuhanden der mißgünstigen Erblasserin; doch wirkt er auf der andern Seite einigend auf die enttäuschten Glücksjäger. In schöner Eintracht beschließen sie, Garten und Hausacker in je zwei gleiche Teile zu trennen und diese zu verlosen, damit jeder auf seinem Gebiet noch einmal gründlich Nachschau halten könne. Sie arbeiten im Schweiße ihres Angesichtes bis in den Abend hinein, wobei sich freilich ein allmähliges Erlahmen und Eintrocknen des Eifers bemerkbar macht. Zwischenhinein wird wieder ein wenig über die Sophie geschimpft, die ihnen jetzt vielleicht vom Himmel herab beim Krüppeln zusehe und wahrscheinlich sogar ins Fäustchen lache. Sie schaffen und geifern noch, als das Königlein beim Zunachten im Weindusel aus dem Dorfe heimkommt. Er sieht den Müdlingen eine geraume Weile zu und muß dabei nur immer den Kopf schütteln. Endlich vermag er seinem Staunen Ausdruck zu geben. „Nun wird wohl meinen Buben niemand nachtragen können, sie seien als faule Hunde vom Heimen weggegangen."

Vom roten Golde.

Wenn auf das große Sommerwerken eine bescheidene Ruhezeit eintritt, wenn das scharfe Bergheu wohlgedörrt in Stadel und Scheune eingebracht und auch der magere Ertrag der Ortwiesen, der steilen Töbler und Waldränder abgemäht und geborgen ist, dann pflegt sich der Bergbauer gern einmal einen Sonntag zu schenken, so einen recht ausgiebigen Nachmittagshock im Wirtshaus zur Bergstube. Es bleibt da kaum ein Stuhl leer; wenn auch die Männlein von Trift und Boden angeblich nur ausgerückt sind, um „ein wenig zu hören, was man sagt," so taut doch einer nach dem andern beim zweiten oder dritten Glase selber auf und kann nicht mehr mit dem bloßen Zuhören auskommen.

Auch heute haben sich die Mannen von Berg und Boden zahlreich eingestellt. Eine ganze Reihe von Gesprächen führt schon in früher Mittagsstunde an den drei besetzten Tischen nebeneinander ihr einstweilen noch bescheidenes Dasein, bis dann da und dort unversehens ein keckeres Wort über die andern hinausspringt und den Sprecher, wie er das auch heiß begehrt hat, in den Mittelpunkt eines aufhorchenden Kreises rückt. Der Geringste unter den Geringen will kaum einer sein, wenn ihm das bißchen Weingeist den Hemmschuh gelockert und ihn auf seine kleinen und großen Vorzüge bescheiden aufmerksam gemacht hat. Der eine rühmt seine Hauswiese, deren Ertrag er durch praktische Düngung auf das Doppelte gesteigert habe; der andere will die geschützteste Sommerweide am ganzen Berg besitzen, der dritte schwört auf seinen rassereinen Viehstand, und ein vierter hat einen Kniff im Heueintun entdeckt. Er trägt nach seiner unanfechtbaren Behauptung mit seinen 60 Jahren noch Bürden ein, unter denen sich ein Junger die Zähne ausbeißen würde. Aber das macht er natürlich nicht mit der Kraft, er macht es nur mit dem Kniff. Es gibt da überhaupt kein Grochsen und kein Stemmen, die Bürde springt ihm einfach auf den Buckel. Freilich — es würde viel brauchen, es müßte schon ein ganz naher Verwandter kommen, bis er sich bereitfände, den Kniff um gute Worte feilzugeben.

Wenn dann die Rede gar aufs Mähen kommt! So viele einzig-begabte Jünger hat auf dem Berg kein anderes Mühwerk, wie die edle Kunst des Mähens. Der eine schlägt die breiteste Mahd, der andere will das Abgrasen einer beinahe senkrechten Wand als besondere Liebhaberei betreiben. Den Vogel schießt auf diesem Gebiet der Köbi Streiff vom Eigensinn ab. „Wenn ich Ortheu mähe, und es ist so wenig Gras da, daß ich vor dem Wetzen die Kappe hinlegen muß, um nachher zu wissen, wo ich wieder anfangen soll — ich hau' euch doch eine Schwade hin, wie auf der besten Hauswiese. Nicht bloß mit dem Tiefhalten, man muß eben das Gräslein scharf ins Auge fassen — man muß mit einem Wort halt mähen können." (Fortsetzung folgt.)

Die Insel der Seligen.

Elf Arbeitslose gründen einen „Völkerbund" im Südsee-Paradies.

Das „Memeler Dampfboot" bringt folgenden Bericht aus Sidney in Australien:

Der holländische Walfischfänger „Larsen" entdeckte vor einiger Zeit auf der Fahrt durch den Stillen Ozean eine kleine Insel von der Gruppe Tubuai, auf der sich vier Deutsche, drei Engländer, zwei Spanier, ein Italiener und ein Portugiese befanden. Sie hatten drei Jahre lang ohne jede Verbindung mit der Außenwelt gelebt.

Die Insel Rapa gehört zu den südlichsten Südsee-Inseln und befindet sich außerhalb jeder Schiffahrtsstrecke. Ein kleiner Stamm von Eingeborenen hatte sich dort seit Generationen erhalten und lebte in wahrhaft paradiesischer Ruhe. Die tropische Insel ist außerordentlich fruchtbar und liefert mehr Früchte, als ihre Bewohner jemals verzehren könnten; auch Fische stehen in jeder Menge zur Verfügung, so daß sich die Insulaner wegen ihres täglichen Brotes den Kopf nicht zu zerbrechen brauchen. Durch das Zusammentreffen der merkwürdigsten Umstände sollte diese weltabgeschiedene Insel vor drei Jahren den Besuch von Europäern erhalten.

In dem mexikanischen Hafen Mazatlan lag die „Delfin", ein Schiff ältester Konstruktion, das Baugeräte in einen südamerikanischen Hafen bringen sollte. In der Nacht vor der Abfahrt des Schiffes schlichen sich sonderbare Gestalten an Bord des „Delfin". Sie verkrochen sich alle im Frachtraum, zwischen Kisten und den Baugeräten, und warteten die Abreise des Schiffes ab. Zwölf Stunden später, als der Kapitän gerade den alten Kasten inspizierte,

tauchte plötzlich ein zerlumpter Kerl vor ihm auf und bat ihn um Hilfe.

Der Mann stellte sich als geborener Engländer vor und erzählte von den Hungerqualen, die er in Mazatlan wochenlang ausgehalten hatte. Als Arbeitsloser hatte er seine Heimat verlassen, um wo anders Beschäftigung zu suchen; aber überall erwartete ihn dasselbe Los, und so verbarg er sich im Frachtraum des „Delfin", um auf diese Weise nach Südamerika zu gelangen und dort sein Glück zu versuchen. Während der Kapitän vor Wut und Erstaunen über den ungebetenen Gast kein Wort vorzubringen wußte, beeilte sich dieser, ihm zu versichern, daß er es niemals gewagt hätte, den gefährlichen Weg allein anzutreten. „In Mazatlan haben mit mir

noch zehn andere Hungerleider

vergeblich Arbeit gesucht, lauter anständige, tapfere Jungen, die ein besseres Los verdient hätten", erzählte er dem Kapitän. „Sie warten jetzt unten im Frachtraum und krümmen sich vor Schmerzen; denn in den letzten drei Tagen haben wir nichts mehr gegessen."

Jetzt brüllte der Kapitän los. Mit einem „blinden" Passagier hätte er sich noch abgefunden, aber elf junge, gesunde Kerle zu füttern, das war zuviel. Aber was sollte er tun? Umkehren? Das ging nicht, denn er mußte pünktlich in Valparaiso eintreffen. „Man wird euch dort sofort einsperren", brüllte er, „die Einwanderungsbehörden lassen mit sich nicht spaßen."

Das „klärende" Gewitter.

Es dauerte lange, bis er sich beruhigte und sich die „Strolche" vorführen ließ. Es waren lauter Jammergestalten in zerfetzten Kleidern, schmutzig, unrasiert und halbverhungert. Der Kapitän sah ein, daß mit den Leuten nicht zu reden war, so lange man sie nicht anständig gefüttert hatte. Er ordnete daher an, daß man ihnen zuerst Essen, brauchbare Kleider und vor allem Waschmittel zur Verfügung stellte. Dann hielt er ihnen eine längere Strafpredigt, in der er ihnen androhte, daß er sie während der ganzen Überfahrt im Frachtraum eingesperrt halten würde. „Mit Strolchen will ich nichts zu tun haben," betonte er immer wieder, ließ sich aber doch zum Schluß besänftigen und wies den jungen Leuten Arbeit an Bord an. Sie stellten einen

regelrechten Völkerbund

vor: Deutsche, Engländer, Italiener, Spanier, Portugiesen waren unter ihnen, alles arbeitslose Burschen, die sich schon in allen möglichen Berufen versucht und in Südamerika mehr Glück zu haben hofften.

Aber Südamerika war ihnen auf Grund der strengen Einwanderungsvorschriften verschlossen, und so dachten sie mit recht gemischten Gefühlen an den Augenblick ihrer Ankunft in Valparaiso. Zu ihrem Glück wurde die Fahrt auf eine sehr unsanfte Art und Weise unterbrochen. Das Schiff geriet in einen Gewittersturm, verlor den Kurs und erlitt dabei solche Schäden, daß der Kapitän jede Hoffnung auf Rettung verlor.

Da tauchte plötzlich die Insel Rapa vor den Augen der Schiffbrüchigen auf.

Mit Mühe und Not gelang es der Mannschaft, den Strand zu erreichen. Sofort erschienen die Eingeborenen, näherten sich furchtlos den Europäern, die sie noch niemals gesehen hatten, und boten ihnen Hilfe an. Sie taten es mit Gebärden und durch wortlose Hilfeleistung, indem sie Nahrungsmittel herbeischleppten, die Mannschaft labten und dann gemeinsam mit den Weißen die Schäden des alten Kastens reparierten.

Während dieser Zeit hielt der sonst sehr fleißige „Völkerbund" sich abseits. Etwas Wichtiges wurde beraten, worüber man sich anfangs nicht zu einigen schien; dann aber trat der Anführer des „Völkerbundes" an den Kapitän heran und erklärte diesem: „Da wir nach Südamerika doch nicht reisen dürfen,

ziehen wir es vor, hier zu bleiben."

Der Kapitän war froh, die ungebetenen Gäste auf diese Weise loszuwerden und schenkte ihnen sogar Kleider und Werkzeuge, die ihnen bei den Eingeborenen nützlich sein konnten.

Die elf jungen Burschen lernten es bald, sich mit den braunen Menschen der Südsee zu verständigen. Sie errichteten mehrere Blockhäuser mit Hilfe der Eingeborenen, denen es große Freude machte, den weißen „Freunden" gefällig zu sein; und dann begab sich jeder Weiße auf die Suche nach einer — Gemahlin.

Elf junge Mädchen erklärten sich bereit, die Frauen der Fremden zu werden; die Hochzeiten wurden an einem Tag gefeiert

und damit waren die Europäer endgültig in die Gemeinschaft der Insulaner aufgenommen. Ihr ruhiges Leben auf der Insel, wo die Natur alle Nahrungsmittel von selbst zur Verfügung stellt und Arbeitslosigkeit unbekannt ist, wäre niemals unterbrochen worden, hätte ihnen nicht vor einiger Zeit der holländische Walfischfänger „Larsen" einen unfreiwilligen Besuch abgestattet. Er mußte dort landen, um einige Reparaturen vorzunehmen; auf diese Weise erfuhren die elf ehemaligen Arbeitslosen, was inzwischen auf der Welt vorgegangen war. Sie ließen Grüße an ihre Angehörigen in Europa übermitteln, wollten aber nichts von einer Rückkehr wissen.

„Besser kann es uns nirgends auf der Welt gehen!" meinten sie beim Abschied.

Die Konservierung von Malariablut.

Von H. Frank-Obermüller.

Als einzig wirksames Mittel zur Bekämpfung der fortschreitenden Paralyse hat sich bisher nur das Verfahren des Wiener Nobelpreisträgers Professor Wagner von Jauregg erwiesen, das bekanntlich in der Impfung des Kranken mit Malaria-Bazillen besteht. Trotz ihrer zweifellosen Vorzüge wies diese Methode indessen noch einen großen Nachteil auf: Die Malaria-Keime sterben außerhalb des menschlichen Körpers rasch ab und verlieren damit natürlich ihre Fähigkeit, das heilende Fieber bei dem Paralytiker hervorzurufen. Ein von solcher Krankheit Befallener mußte sich also schon notgedrungen an einen Ort begeben, wo der Impfstoff unmittelbar gewonnen wird, was angesichts der Tatsache, daß in zahlreichen Ländern die Malaria nicht